

Der neue Charles Bukowski

EIN VERLIERER GEWINNT

Er soff und drosch sich durchs Leben. Erst spät begann er zu schreiben. Nun ist Charles Bukowski, der »dirty old man« der amerikanischen Literatur, ein Bestseller-Autor, der sich Villa und dicke Autos leisten kann – und demnächst sogar heiraten will

EIN BERICHT VON
MATTHIAS MATUSSEK
MIT FOTOS VON
MICHAEL MONTFORT

Lt R

Der Mann hinter dem Rasenmäher hat Routine, die Bahnen im Gras sind spursauber. In dem Rosenbeet daneben macht sich eine zierliche Blondine mit Strohhut zu schaffen. Es ist einer dieser trägen kalifornischen Spätnachmittage in San Pedro, einem langweiligen Villenvorort von Los Angeles. Manchmal plumpst eine Orange von einem der Bäume. Manchmal klafft ein Koter. Ein älteres Ehepaar macht Gartenarbeit.

Der Alte am Rasenmäher trägt ein T-Shirt. Darauf steht ein Gedicht:

Ich traf ein Genie im Zug / einen sechsjährigen Jungen / wir fuhren zum Meer / als wir ankamen, sagte der Junge / »Das ist nicht besonders schön« / ich habe das all die Jahre nicht bemerkt / der Junge war ein Genie

Das T-Shirt ist zu eng. Das Wort »Genie« ist in die Breite gezogen. G e n i e. Es handelt sich um einen gutgemästeten Hängebauch. Und um ein gutes Gedicht.

Auf den Dichter, den Mann am Rasenmäher, hat sich in Deutschland mittlerweile jeder seinen Reim gemacht. Über 1,2 Millionenmal wurden seine Bücher hier verkauft. Säufergeschichten, Hurengeschichten, Verlierergeschichten. Harter Stoff. »Denkende

Leserinnen«, schrieb eine Feministin in der Zeitschrift »Konkret«, »finden überhaupt keine Chance, sich mit dem weiblichen Handlungspersonal positiv zu identifizieren.« Der »Spiegel«, ein bißchen kürzer: »Bukowski ist eine alte Drecksau.« Und die »Zeit«, ein bißchen länger: »Nach der repressiven Entsublimierung einiger gesellschaftlicher Tabuzonen steht der universellen Anerkennung Bukowskis nichts mehr im Wege.«

Ich war also auf einiges gefaßt. Auf eine universell anerkannte Drecksau, mit der sich denkende Leserinnen nicht identifizieren können. Und nun das: ein alter Mann, der den Rasen mäht. Und der dem Genie eines sechsjährigen Jungen großzügigen Platz einräumt.

Das Leben hat sein Gesicht nicht gezeichnet, es ist darauf herumgetrampelt. In diesen grobporigen Tälern und Wüsten und Säcken haben sich alle eingetragen: sein Vater, der ihn verdrosh. Die Ärzte, die an seiner Jugendakne mit elektrischen Nadeln herumfuschten. Polizisten mit ihren Knütteln, Zuhälter, Säufer und Huren mit abgeschlagenen Flaschenhälsen. Und wie durch ein Visier, aus schmalen Schlitzfenstern, schauen die friedfertigsten blauen Augen, die einer nur haben kann.

Vor ein paar Jahren noch rannten sie ihm alle diese 25-Quadratmeter-Bude in Nord-Hollywood ein, die Irren und Nutten und ab und zu auch Schreiber, die »so damit beschäftigt waren, tough zu sein, daß sie keinen Ton herausbrachten«. Dieses Problem hat »der Meister der anarchistischen Satire, eine Legende schon zu Lebzeiten« (New York Review of Books) heute nicht mehr. Dafür andere. Er hat sich immer noch nicht an die Alarmanlage der Firma »Westinghouse« gewöhnt, die seine geräumige Villa an der Santa Cruz Street sichert.

Die löst er aus, wenn er einen seiner schlimmen Tage hat – wenn er zuviel getrunken hat und morgens die Weinflasche durch die Verandatür knallt, nackt in den Garten läuft und die Nachbarvillen mit Steinen und Fluchen eindeckt. Die Nachbarn von früher, die Typen von der Skid Row, hätten zurückgebrüllt. Hier schnurren nur Metallrollen. Und die Grube am nächsten Tag fallen eine Idee frostiger aus. Doch die »schlimmen Tage« sind selten geworden.

Es geht ihm gut. Besser, denn je. Der Mann, der jahrzehntelang stumpfsinnige Nachtschichten bei der Post schob, der soff, was die Leber hergab, und den die Ärzte schon abgeschrieben hatten, der irgendwann begann, für Pornomagazine zu schreiben, und der vor ziemlich genau 15 Jahren seinem Freund Carl Weissner vor der ersten deutschen Bukowski-Veröffentlichung schrieb, »ich verlange nicht zuviel, nur ein bißchen

Quelle

Hoffnung, damit ich im Fleischwolf noch 'ne Weile tanzen kann« - dieser Charles Bukowski hat es, als Kultfigur vor allem der Alternativ-Szene, zu Wohlstand gebracht. Der ewige Verlierer gewinnt. Sogar bei den Pferderennen. In letzter Zeit hat er eine richtige Glückssträhne.

Jeden Morgen rast er mit seinem neuen schwarzlackierten BMW 320 i zur Rennbahn. Er versteht nichts von Pferden. Er mag sie noch nicht mal. Die meisten der Zuschauer und Zocker allerdings noch weniger. »Gierige, engstirnige Typen, die sonst nichts haben, wo sie hingehen können.«

Wir haben französischen Wein mitgebracht, eine Kiste voll, seine Lieblingsmarke. Vom Bier ist er runter. Linda Beighle, seine hübsche Freundin, die halb so alt ist wie er, holt Untersetzer für die Gläser, stellt Knabberzeug auf den Couchtisch, richtet die Scheite im Kamin. Es ist schnell dunkel geworden. Eine fette Katze streicht über den dicken Teppichboden des riesigen Wohnzimmers. Es ist gemütlich. Wie bei einem Bauunternehmer nach Feierabend.

STERN: Wovon handeln eigentlich Ihre neuesten Gedichte? Von Problemen mit dem Steuerberater?

BUKOWSKI: Um die Leute zu ärgern, schreibe ich manchmal Sachen wie: Ich stieg in meinen BMW und raste zur Bank, um mir die goldene Kreditkarte von »American Express« abzuholen... Shit. Egal, wo du lebst, Probleme gibt es immer, Schmerzen und Wahnsinn und Ungerechtigkeit.

STERN: Bisher waren Sie der, dem es immer noch schlechter geht als dem Leser, eine Art heiliger Verlierer...

BUKOWSKI: ... Ich bin kein Heiliger. Aber die Leute brauchen wohl einen. Ich bekomme viel Post aus Irrenanstalten und Zuchthäusern, von Leuten, die keine Frau kriegen oder keinen Job. Auch von Professoren, die behaupten, sie mögen mein Zeug. Die anderen Briefe sind mir allerdings lieber. Weil das *wirkliche* Leser sind. Aber ich schreibe nicht, um irgend jemanden zu retten. Höchstens mich selbst. Wenn das möglich ist.

STERN: Aber die alten Jagdgründe, die Skid Row, haben Sie aufgegeben.

BUKOWSKI: Neulich war ich in einem kleinen Café. Der Typ an der Kasse schikanierete die Kellnerin. Er brüllte »Wisch den

Datum

Boden auf!« und »Weißt du nicht, wie man Bohnen zubereitet, du Schlampe.« Schließlich kam das Girl an meinen Tisch und flüsterte »Helfen Sie mir, bitte helfen Sie mir!« Das war tragisch. Ich habe ihr nicht geholfen. Aber ich habe ein Gedicht drüber geschrieben. Ich meine, derartige Sachen passieren laufend, und es hört nicht auf, bloß weil ich in einem richtigen Haus lebe. Das Haus ist noch

nicht über meiner Schreibmaschine zusammengestürzt. Das Bedürfnis zu schreiben ist größer als je. Es ist wie Juckreiz. Schlimmer.

STERN: Wie sieht's mit Ihrer Gesundheit aus?

BUKOWSKI: Ich bin gesünder als alle meine Feinde. Kürzlich habe ich mich untersuchen lassen. Der Doktor sagte: »Ihre Leber ist in Ordnung, Ihre Nieren sind okay, Ihr Herz ist bestens, der Blutdruck liegt bei 120 zu 80, Sie leben ewig.« Ich habe ihm gesagt: »Ich habe ganze Ozeane von Alkohol gesoffen, ich habe gehungert, ich habe in der Gasse gepennt, ich bin zusammengeschlagen worden, ich war in Krankenhäusern - und Sie wollen mir erzählen, es sei alles okay?« Darauf er: »Sie müssen in einer verdammten guten Firma gebaut worden sein.« Da sagte ich: »Nein, mein Vater starb früh, meine Mutter starb früh, alle meine Verwandten sind tot.« Da meinte er, er verstehe das nicht. Das war merkwürdig. Ein richtiger Schock. Schlechte Nachrichten, was? Irgendwie müssen mir die Götter eine extra große Ladung Benzin mitgegeben haben. Ich mache mir darüber keine Gedanken. Ich greife einfach zum nächsten Drink.

Doch mittlerweile genügt ihm eine Flasche Wein pro Nacht, um high zu werden. Gegen zehn Uhr abends setzt er sich vor seine Schreibmaschine. Und dann hämmert er drauf los. Rund vier Stunden. Bäng, bäng, bäng. Es läuft immer einfacher, immer klarer. Hier hat er seinen Roman »Fast eine Jugend« geschrieben. Geschichten über das Amerika der großen Depression, humorvoll und zielsicher, über Jugendidole wie die Gangster John Dillinger und Ma Baker, über den Vater, der ihn mit stumpfer Routine zwei-

mal die Woche verdrosch, über die Jungs aus der Nachbarschaft - wahrscheinlich die abgeklärtesten Sätze, die je über eine Kindheit geschrieben wurden, die meistens die Hölle war und nur selten ein Paradies.

STERN: Hassen Sie Ihren Vater für das, was er Ihnen angetan hat?

BUKOWSKI: Ich glaube, ich habe nie manden gehaßt. Haß kommt in meinem Wortschatz nicht vor. Ekel ist der richtige Ausdruck... Mein Vater war dumme, gewalttätig. Ich habe heute noch die Narbe, als er mir die Hake in die Wade schlug (kreppte sein linkes Hosenbein hoch). Ich ist sie... Allright, Bukowski zeigt seine Kriegsverletzungen (lacht)... Ich mu immer unseren Rasen mähen. Dann legt sich auf den Boden und guckte schräg auf die Halme. Und wenn einer höher herstand, verdrosch er mich. Also immer, regelmäßig... Nun ist er schon 'ne Weg. Es ist wie ein verrückter Film, den ich nicht unbedingt noch mal sehen will.

STERN: Was ist mit Ihrer Tochter. Gibt es etwas, daß sie Ihnen nicht verzeihen kann?

BUKOWSKI: Ich war wahrscheinlich lausiger Vater. Weil ich immer viel getrunken habe. Aber wäre ich ein guter Vater gewesen, wäre ich wahrscheinlich nichts anderes gewesen als das. Jeder hat seine Charakteristika. Ich habe sie nie geschlagen.

STERN: Schaut sie manchmal rein?

BUKOWSKI: Oh ja. Sie ist cool. Sie hat alles im Griff. Erzählt nicht viel. Sie geht zur Schule, arbeitet in der Bibliothek, nichts Aufregendes... ich glaube, zur Zeit ist sie glücklich.

STERN: Kennen Sie den Jungen?

BUKOWSKI: Er ist das Gegenteil von mir. Ein ziemlich gefaßter Typ. Nicht sehr aufregend. Vögelt mit seinen Computern rum. Sind sie nun mal, die Kids, die mit der Wasserstoffbombe und der schönen neuen Welt groß geworden sind. Sie wissen, daß uns eine ganze Scheiße jeden Moment um die Ohren fliegen kann, also gibt es nichts, worüber sie sich noch groß aufregen können.

LINDA: Die haben einfach gelernt, mit der Bedrohung zu leben.

Linda hat Bukowski vor neun Jahren nach einer Dichterlesung kennengelernt. Bukowski haßt Lesungen. Meistens kotzte er vor Aufregung. Betrunkener war er immer. »Die Leute wollten die Show. Die habe ich ihnen gegeben. Zeug wie: »Dieses Gedicht habe ich geschrieben, als mich meine zweite Frau sitzenließ, und die Kids unten haben das geschlurft, weil sie schließlich dafür bezahlt haben, für ein bißchen Tanz und Musik ur

Quelle

Datum

Wahnsinn, und da habe ich ihnen den Macho vorgeclownt.« Nach solchen Lesungen betrank er sich noch mehr, machte sich über die Literaturgroupies her und demolierte die Einrichtung. Linda war bei einer dieser Lesungen in Hollywood. Sie wußte, daß er in der Garderobe gerade mit einer Frau beschäftigt war. Sie hinterließ einfach einen Zettel mit ihrer Adresse und der Telefonnummer.

Zwei Tage später rief er an. Vom Freeway aus. Er war betrunken. Er hatte sich verfahren. Seitdem sind die beiden zusammen. Sie nennt ihn »Baba«, er sie »Tautröpfchen« nach ihrem Gesundheitsladen, den sie inzwischen aufgegeben hat. Seine schlimmen Eifersuchtsanfälle haben mittlerweile nachgelassen. Wer die beiden zusammen sieht, denkt an ein altes Krokodil und an einen kleinen Kiebitz, der ihm zwischen den Zähnen herumhüpft – und es warnt, wenn Gefahr droht. Linda war schon auf der »Ochsentour« dabei, auf der Leserreise, die Bukowski 1978 durch sein Geburtsland Deutschland unternahm.

STERN: Davon wußten aber doch diese Alternativ-Groupies nichts, die nach solchen Lesungen in die Garderobe kommen.

BUKOWSKI: Sie hat mich vor dem Bösen behütet.

LINDA: Smarte Weiber. Die würden ihn töten, in Stücke reißen. In seinen Büchern tauchen jetzt nur noch wenige Frauen auf.

STERN: Michael Montfort hatte einen Zettel zugesteckt bekommen, den er Ihnen weitergeben sollte. Darauf stand: »Ich liebe Dich«.

BUKOWSKI: Armes, liebes Kind.

LINDA: Die wollen ihn nur betrunken machen.

STERN: Und Sie, Linda, beschützen ihn.

BUKOWSKI: Das muß sie nicht.

STERN: Sie würden nicht untreu werden, Bukowski?

LINDA: Niemals.

BUKOWSKI: Ich glaube, Treue ist schöner als die außerplanmäßige Nummer. Viel wichtiger, viel glamouröser, viel heiterer. Du fühlst dich einfach gut, wenn du jemandem völlig trauen kannst.

LINDA: Es ist aufregend, weil es so selten vorkommt.

BUKOWSKI: Was ist eigentlich so aufregend an einem Extra-Stück Arsch, vor allem, wenn du's gehabt hast?

STERN: Ich hatte immer den Eindruck, es hat Ihnen Spaß gemacht.

BUKOWSKI: Ich war immer treu, selbst wenn ich mit Huren zusammenlebte. Ich hatte nie zwei Frauen zur gleichen Zeit . . . außer, wenn ich für meine Romane recherchierte.

STERN: Ach so.

BUKOWSKI: Aus rein wissenschaftlichen Gründen bin ich mit ziemlich viel Frauen ins Bett gegangen. Um herauszufinden, wie sie im Bett sind, wie sie sich morgens die Grapefruit schälen, wie sie mit dem Kater fertig wurden.

STERN: Wie geht das eigentlich, Dr. Bukowski, wenn man wissenschaftlich vögelt?

BUKOWSKI: Okay, es war schwierig. Es war hart. All diese Frauen flachzulegen, um über sie zu schreiben. Weil ich herausfand, daß es viele, viele einsame Frauen gibt. Es ist traurig. Und es war nicht fair, sich zuerst ranzumachen und dann wieder zurückzuziehen. Ich hatte Gewissensbisse. Das meine ich jetzt ernst . . . Aber ich war dabei, Material zu sammeln. So habe ich mich eben gezwungen zu vögeln, und ich glaube, ich habe einen guten Job getan.

STERN: Sind die Studien nun beendet?

BUKOWSKI: Ja. Ich meine, nach 5000 verschiedenen Nummern macht Nummer 5001 keinen großen Unterschied mehr . . . Die Leute machen ein großes Getue um Sex. Es ist okay, aber es ist keine Frage auf Leben und Tod. Sex ist nur wichtig, wenn man ihn nicht kriegt. Dann ist er sehr wichtig.

STERN: Was ist der beste Ersatz für Sex?

BUKOWSKI: Genau das, was für alles andere auch der beste Ersatz ist: ein Drink.

STERN: Linda, ist Sex für Sie noch wichtig?

LINDA: Nicht im aktiven Sinn.

STERN: Wo sind Ihre Prioritäten?

LINDA: Meine Balance zu finden. Den zu umsorgen, für den ich da bin.

BUKOWSKI: Das bin ich.

STERN: Was tun Sie, um diese Balance zu finden?

LINDA: Ich habe einen geistigen Lehrer, Meha Baba, einen Inder. Seine Lehren helfen einem, die eigene Realität zu finden.

BUKOWSKI: Dagegen habe ich nichts. Aber ich lasse mir von niemandem befehlen.

LINDA: Er gibt keine Befehle.

BUKOWSKI: Okay, ich brauche auch keine guten Ratschläge.

Es klingt, als hätten die beiden das Spiel »Wer glaubt an was?« schon tausendmal gespielt. Linda ist

befeuert von der Erkenntnis in die richtige Lehre. Bukowski reagiert mit gutmütiger Ironie. Doch eine, die nicht verletzt. Eine Ironie, die vor der eigenen Person nicht haltmacht, die sich über das Bukowski-Macho-Image genauso amüsiert wie über die großen Weltverbesserungs-Ideen. Linda springt auf, argumentiert, lacht, flattert. Er antwortet mit einer Art dunklem Grollen. Er nimmt oft auf den Arm. Sie wird wütend, wenn er ignoriert. Kurz: Die beiden scheinen wirklich zu lieben.

Spät am Abend, nach einigen Flaschen und einigen Joints, platzt es aus ihr heraus. Sie verkündet strahlend: »Wir haben einen verdammt guten Grund zu feiern: Wir werden heiraten!« Fotograf Montfort, einem langjährigen Freund Bukowskis, fällt die Kinnlade herunter. »Vorgestern kam er von der Rennbahn«, sagt Linda. »Stand im Fluß und war ganz komische Art ernst. Und dann sagte: Lindaaaahoney, ich habe heute nachmittags beschlossen, dich zu heiraten.«

Bukowski fixiert eine von innen beleuchtete Plastikgans, die neben der HiFi-Anlage steht. »Ich weiß, das ruiniert meinen Ruf endgültig. Aber schreiben Sie einfach, daß auch andere Leute schon geheiratet haben. Und einige Schriftsteller haben sogar weitergearbeitet, nachdem sie geheiratet haben.«

Am nächsten Tag fahren wir hinaus nach Redondo Beach, einem Yachthafen mit Sonnenrädern und kleinen Cafés. Linda zeigt uns das Haus, in dem sie ihren Gesundheitsladen hatte. Gegenüber ist der Juwelier, bei dem Bukowski den Verlobungsring bezahlte: einen Tausend-Dollar-Diamanten in der Form eines Tautropfens.

Wieder in Hollywood, feiern wir die Ring- und die Verlobungs- und den schönen Tag im »Le Dome« auf dem Sunset Strip. Der war vor fünf Jahren noch von langhaarigen Kids und Aussteigern bevölkert.

Seit ein Schauspieler Präsident ist, hat das Hollywood-Establishment zurückgeschlagen – der Strip ist sauber, »Coiffeure« und Boutiquen im antiseptischen New Wave Look bestimmen die Szenerie. Der Strip ist fest in Griff der »Yuppies«, humorloser Aufsteigertypen mit teuren Anzügen, teuren Sportwagen, teuren Frauen, Ellbogentypen mit leeren, auswechselbaren Gesichtern, für die »Croissants«, japanische Mode und deutscher Kellner der letzte Schrei sind. Das »Le Dome« ist der kulinarische Tempel der Yuppies.

Der Kellner heißt Klaus und läßt nicht mit sich spaßen. Bukowski bestellt Huhn. »Abends ohne französischen Akzent.« Klaus lacht verkrampt. Bukowski bietet ihm eine Bidi an, eine indische Zigarette. »Keine Angst, mein Junge, da ist kein Marihuar drin.« Einfach ignorieren, sagt sich Klaus. Der Mann da mit dem Säufersicht und den langen, grauen Haaren, dem offenen Hemd, gehört einfach nicht dazu. Er schenkt ein. Bu-

STE Stern

Quelle

Datum

20. Juni 1985 № 2 6

K067F18

kowski meint versöhnlich: »Man sollte mal keine neuen Computer erfinden, sondern eine Flasche, die nicht tropft.« Klaus' Gesicht erstarrt zur Maske. Das Essen ist schlecht und teuer. Der Wein ist gut. Und Charles Bukowski ein wunderbarer Anachronismus: In einer Zeit, in der jeder nur noch einen bestimmten »lifestyle« hat, ist da einer, der lebt.

Dieses Land, meint er, hat einen schlimmen Rückfall in die späten vierziger Jahre erlitten. Die Menschen werden wieder härter, anspruchsvoller, patriotischer. »Man kann über die Hippies lachen und sagen, das waren alberne Milchgesichter, aber es gab eine bestimmte Wärme zwischen den Leuten, Verletzbarkeit und Freundlichkeit. Geld war bedeutungslos.«

Bukowski behauptet, er könne jederzeit wieder in der Skid Row leben. Vermutlich stimmt das. Einer wie er sagt die Wahrheit nicht aus moralischen Gründen, sondern weil sie spannender ist. Er ist zu lange im Geschäft, um sich noch was vormachen zu lassen. Auch nicht von sich selbst.

Auf dem Freeway zurück nach San Pedro hat er mit seinem BMW vielleicht einen neuen Streckenrekord aufgestellt. Ganz sicher aber ist er, nachdem Linda die Alarmanlage ausgeschaltet hat, in sein Arbeitszimmer hochgestiegen. Hat die Weinflasche entkorkt und den Radiosender mit der klassischen Musik eingestellt. Vielleicht hat er sogar Bach oder Sibelius erwischt. Und dann hat er sich vor die Maschine gesetzt. Und gearbeitet. Bäng. Bäng. Bäng.

Er hat mir das Zimmer gezeigt. Es bildet einen merkwürdigen Kontrast zu der properen Wohnlandschaft unten. Ein kleines Loch mit fleckigem Teppich, überquellenden Aschenbechern, zerknüllten Rennzeitungen und einem dreibeinigen Sessel mit aufgesprungenem Polster. Er nennt es das »Skid-Row-Zimmer«. »Wenn alles in Ordnung ist«, hatte er mir gesagt, »wenn alles zu gut läuft, werde ich mißtrauisch. Das ist wie . . . Sterben.«